

**Aus:**

MARTIN NONHOFF (Hg.)

**Diskurs – radikale Demokratie – Hegemonie**

Zum politischen Denken von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe

2007, 250 Seiten, kart., 25,80 €, ISBN 978-3-89942-494-2

Wenige Denker haben den internationalen politikwissenschaftlichen Theoriediskurs der vergangenen Jahre so beeinflusst wie Chantal Mouffe und Ernesto Laclau – über Paradimgrenzen hinweg. Beide verknüpfen neo-gramscianische, (post-)strukturalistische und psychoanalytische Theorieelemente und ermöglichen damit einerseits eine Erklärung von Ereignissen des politisch-diskursiven Geschehens, insbesondere der Ausbildung von Hegemonien, und andererseits eine normative Theorie der agonalen Demokratie.

Die Beiträge dieses Bandes geben einen Überblick über wesentliche Denkfiguren von Laclau und Mouffe, setzen sich mit diesen kritisch auseinander und zeigen methodische und empirische Anschlussmöglichkeiten auf.

**Martin Nonhoff** (Dr. phil.) lehrt Politikwissenschaft an der Universität Bremen.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/ts494/ts494.php](http://www.transcript-verlag.de/ts494/ts494.php)

# Ideologie und Post-Marxismus<sup>1</sup>

---

ERNESTO LACLAU

Ich wurde gebeten, den theoretischen Ansatz, den ich im Lauf der vergangenen zwanzig Jahre in verschiedenen Publikationen entwickelt habe, im Überblick darzustellen. Wenn ich nun im Folgenden den Versuch hierzu unternehme, so tue ich das mit dem Ziel, die Hauptkategorien der Diskurstheorie, wie sie von mir und einer Reihe anderer Wissenschaftler konzipiert wurde, möglichst systematisch miteinander zu artikulieren. Der Ertrag dieses Essays liegt also eher in der globalen Architektur dieser Artikulation als in den Einzelthesen, aus denen sich diese Architektur zusammensetzt.

Den Ausgangspunkt unserer Überlegungen bildete eine Ambiguität im marxistischen Geschichtsverständnis, die zwar oft dargelegt worden war, mit der man sich aber nach unserer Auffassung nicht so systematisch auseinandergesetzt hatte, wie sie es verdient gehabt hätte, und zwar die folgende: Geschichte war für Marx zuallererst ein vollkommen objektiver Prozess, der beherrscht wird vom Widerspruch zwischen sukzessiven Systemen von Produktionsverhältnissen, die die Gesellschaft organisieren, und der Entwicklung der Produktivkräfte. Den Inbegriff dieser objektivistischen Sichtweise bildet das ‚Vorwort‘ der *Kritik der Politischen Ökonomie*, wo gesellschaftliche Antagonismen eine eindeutig zweit-rangige Rolle spielen – als verzerrte Spiegelung einer zugrunde liegenden Notwendigkeitslogik. Andererseits aber behauptete der Marxismus, die Geschichte der Menschheit sei eine Geschichte der Klassenkämpfe gewesen, um eine berühmte Formulierung aus dem *Manifest* zu zitieren. Ich kam mehr und mehr zu der Überzeugung, dass es unmöglich ist, diese beiden Sichtweisen miteinander zu vereinbaren, und dass die so genannte ‚Krise des Marxismus‘ zu einem Großteil aus dieser Unmöglichkeit resultierte. Die objektivistische Sichtweise war ab

---

1 Dieser Beitrag ist im Original erschienen als: Ernesto Laclau (2006): „Ideology and post-Marxism“, *Journal of Political Ideologies* 11/2: 103-114. Der Herausgeber dankt Ernesto Laclau für die Überlassung des Textes und dem Verlag Taylor & Francis für die Genehmigung des Wiederabdrucks in deutscher Übersetzung.

den 1970er Jahren vollends diskreditiert. Die Arbeitswerttheorie, auf die sie gründete, erwies sich als von allerlei theoretischen Ungereimtheiten geplagt; die zentrale Voraussage, dass sich die Gesellschaftsstruktur immer weiter vereinfachen würde, wurde uneingeschränkt widerlegt; und die Komplexität gesellschaftlicher wie politischer Identitäten in der globalisierten Welt ließ Zweifel an einer engen, ‚klassenbasierten‘ Perspektive aufkommen.

Was ist aber mit der zweiten Sichtweise, die der rigiden Vorstellung gesellschaftlicher Beziehungen die Zentralität gesellschaftlicher Antagonismen – in Marx' Begriffen: den ‚Klassenkampf‘ – entgegenstellte? Obwohl die „Klassen“-Begrenztheit dieser Sichtweise sicher in Frage gestellt werden konnte, hatte doch die Bedeutung des antagonistischen Moments keineswegs an Relevanz verloren. Man musste, soviel war sicher, ein neues Bewusstsein dafür gewinnen, was die antagonistische Relation ausmacht; insbesondere war diese Relation auf eine Weise zu denken, die sie nicht just an jenen Orten fixierte, welche ihr durch die objektivistische Konzeption zugewiesen worden waren. Das war der Ausgangspunkt unseres Post-Marxismus.

Wie also ist die antagonistische Relation zu verstehen? Für die objektivistische Konzeption war dies eine völlig zweitrangige Frage, weil sich die Logik der Geschichte zwar *durch* die Antagonismen *hindurch entfaltete*, von ihnen aber nicht *konstituiert* wurde. Wenn Antagonismen jedoch als erst-konstitutiv für das soziale Gewebe begriffen werden, dann wird die Bestimmung ihres ontologischen Status zur zentralen theoretischen Aufgabe. In *Hegemonie und radikale Demokratie* (Laclau/Mouffe 1991[1985]) begannen wir mit dem Verweis auf die Unterscheidung Kants zwischen Realrepugnanz und Widerspruch, waren jedoch der Ansicht, dass beide nicht in der Lage sind, gesellschaftliche Antagonismen zu erfassen. Widersprüche bestehen, wie Kant ausführte, allein zwischen Begriffen. Deshalb konnte auch eine idealistische Philosophie wie die Hegels, die das Wirkliche auf Begriffe reduziert, Antagonismen als Widersprüche begreifen. Aber dies ist, wie die italienische Della-Volpe-Schule aufgezeigt hat, nicht kompatibel mit einer materialistischen Philosophie wie dem Marxismus, der von einer nicht-geistigen Verfassung des Wirklichen ausgeht. Obwohl wir mit den Della-Volpianern in dieser Hinsicht übereinstimmten, konnten wir ihrer zweiten These, wonach gesellschaftliche Antagonismen als Realrepugnanz zu verstehen seien, nicht folgen, und zwar aus dem einfachen Grund, dass Realrepugnanz nicht im Geringsten antagonistisch sind. Es ist nichts antagonistisch am Zusammenstoß zweier Steine. Wenn nun jedoch weder Widerspruch noch Realrepugnanz das erfassen können, was Antagonismen ausmacht, wie sollten wir letztere dann denken?

Hier nahm unser Ansatz eine radikale Wende. Während Widerspruch und Realrepugnanz objektive Relationen sind – zwischen begrifflichen Objekten im ersten Fall, zwischen realen Objekten im zweiten –, sind Antagonismen unseres Erachtens keine objektiven Relationen, sondern ein Art der Relation, in der sich die Grenzen jeder Objektivitätskonstituierung anzeigen. Weshalb ist das so? Aus ih-

rem je eigenen Blickwinkel ist für beide antagonistischen Kräfte ihr jeweiliger Gegner keine objektive Präsenz. Letzterer stellt somit auch nicht die eigene Identität (die der antagonistischen Kraft) als volle Identität her, sondern ganz im Gegenteil: Er repräsentiert das, was das Erlangen einer solchen Fülle unmöglich macht. Sofern wir die Perspektive der beiden antagonistischen Kräfte beibehalten, bedeutet dies auch, dass das Moment des Aufeinanderpralls – das alles andere als objektiv ist – anzeigt, dass Gesellschaften niemals einen Zustand völliger Objektivität erreichen können. Nur vom Standpunkt eines selbst objektiven Beobachters ließen sich Antagonismen als objektiv begreifen; dieser würde in ihnen den Ausdruck einer tiefer liegenden Objektivität sehen, die dem Bewusstsein der beiden konfligierenden Kräfte entgeht. Die hegelsche ‚List der Vernunft‘ übernimmt diese Aufgabe. Doch genau dieser Versuchung müssen wir widerstehen, wenn wir Antagonismen als *konstitutiv*, und nicht als *abgeleitet* betrachten wollen.

Das Verständnis des Antagonismus als *Grenze* der Objektivität ist jedoch nur ein Ausgangspunkt. In Verbindung mit dem Begriff der ‚Grenze‘ stellt sich sofort eine Reihe von Fragen. Auf einige möchte ich nun hinweisen. Beginnen wir damit, wie man sich die Grenze genau vorzustellen hat. Wenn das, was sich jenseits der Grenze befindet, derselben Art ist wie das, was sich diesseits befindet, hätten wir es nur mit einer Scheingrenze zu tun, die nichts anderes als eine interne Differenzierung innerhalb eines durchgehenden Raums der Repräsentation wäre. Eine *tatsächliche* Grenze sollte diesen Raum daher unterbrechen, sie sollte ihm gegenüber radikal *heterogen* sein. Wir haben daher den Begriff der ‚Heterogenität‘ eingeführt, der jedoch nicht selbsterklärend ist. Um zu verstehen, was dieser Begriff tatsächlich impliziert, muss man sich ihm über eine Reihe von Schritten annähern. Wir könnten mit einer transzendentalen Frage beginnen: Wie muss eine Entität verfasst sein, damit ihre Grenzen wirklich heterogen sind, damit sie also gleichbedeutend sind mit einer radikalen Unterbrechung des Raums der Repräsentation? Es gibt eine Bedingung für eine solche Unterbrechung: Der Spalt, der mit ihr einhergeht, darf keiner zwischen regionalen Feldern der Repräsentation sein – deren Ausdifferenzierung vollständig repräsentierbar bliebe. Vielmehr musste es sich um ein Aporie handeln, die im Innern des Repräsentationsprinzips als solchem angelegt ist. Diese Bedingung schließt bereits eine Reihe möglicher Kandidaten für das Paradigma des grundlegenden ontologischen Terrains aus. Alle Vorstellungen der Grenze, die diese auf *positive* Differenzen gründen, sind natürlich mit der Idee einer radikalen Grenze nicht kompatibel (positive Differenzen setzen einen gemeinsamen Grund voraus, auf dem sie sich konstituieren, können also nicht erfassen, was eine *radikale* Grenze ist). Aber aus demselben Grund sollten auch dialektische Widersprüche ausgeschlossen werden: Da die Voraussetzung jedes dialektischen Widerspruchs (A – nicht A) darin besteht, dass man in ‚A‘ alles hat, was für den Übergang in ‚nicht A‘ erforderlich ist, muss die Dialektik einen einzigen, durchgehenden Raum der Repräsentation postulieren, in dem dieser Übergang stattfinden kann. Heterogenität in dem radikalen Sinn, von dem wir ausgehen, ist weder mit Dialektik (basierend auf Wider-

spruch) noch mit einfachem Gegensatz (basierend auf Kontrarität) kompatibel. Damit erreichen wir erneut unsere obige Schlussfolgerung: Weder Widerspruch noch Realrepugnanz lassen sich mit dem Begriff der Grenze verbinden, wie ihn der auf radikaler Heterogenität basierende Antagonismus erforderlich macht. Benötigt wird ein ontologisches Terrain, auf dem das Scheitern, das in der Repräsentierbarkeit angelegt ist (das im Antagonismus gegenwärtige Moment des Aufeinanderpralls, das sich, wie ausgeführt, einer unmittelbaren Repräsentation entzieht), selbst repräsentierbar wird, wenn auch nur als Spur des Nicht-Repräsentierbaren im Repräsentierbaren (wie im Fall von Kants Noumenon: ein Gegenstand, der sich durch die Unmöglichkeit einer adäquaten Darstellung anzeigt).

Die transzendentalen Bedingungen des Terrains, in das die Vorstellung des Antagonismus – verstanden als Grenze der Objektivität – eingeschrieben werden kann, sollen nun genauer aufgeführt werden: Die erste und wichtigste Bedingung ist, dass das, was innerhalb eines solchen Terrains einschreibbar ist, über das Feld der objektiven Relationen hinausgehen muss (sonst wären wir auf die ausschließliche Alternative von Realrepugnanz und dialektischem Widerspruch festgelegt). Zweitens sollte in das Terrain nicht nur das eingeschrieben werden können, was repräsentierbar ist, sondern auch die ultimative, in ihrem Innern angelegte Unmöglichkeit der Repräsentierbarkeit selbst (sonst hätten wir das Feld der Objektivität nicht transzendiert). Drittens können die ‚Entitäten‘, die um die Grenze der Objektivität herum konstruiert werden, nicht *begrifflich* fassbar sein (nochmals: wenn sie es wären, wären sie positive Objekte). Viertens: Welche Art von Vorrang auch immer eine Entität gegenüber anderen genießt, es kann keiner sein, der schon in der Hierarchie eines genau angebbaren Differenzuniversums angelegt wäre (weil ein solches notwendigerweise objektive Relationen voraussetzt und nicht die nicht-relationalen Relationen, die wir suchen). Die erste Bedingung wird mit Hilfe des Begriffs des *Diskurses* erfüllt; die zweite durch jenen des *leeren Signifikanten*; die dritte dadurch, dass der *Name* als Basis des Dings konzipiert wird; die vierte durch die Konzeptionen der *Unebenheit* und des *radikalen Investments*, die sich am deutlichsten in der lacanschen Begrifflichkeit des Objekts klein *a* und in der Logik der Hegemonie – die beide letztlich identisch sind – wiederfinden. Nun will ich die um diese vier Bedingungen angelegte Argumentation zusammenfassen.

Wie ist eine nicht-relationale Relation zu verstehen? Als eine, die nicht in das Feld der Objektivität eingeschrieben werden kann, eben genau deshalb, weil es ihre Funktion ist, dieses Feld zu untergraben; oder, was dasselbe ist, als eine, die die Gegebenheit von Entitäten destabilisiert. Das Aufeinanderprallen zweier gesellschaftlicher Kräfte würde, blieben wir im Bereich ihrer physischen Materialität, völlig in das Feld des ontisch Gegebenen gehören. Das heißt, dass die Negation der Fülle des Seins, die aus dem Antagonismus resultiert, zwar in diesem Feld zum Ausdruck kommt, aber in etwas besteht, das darüber hinausgeht. Die Gegenwart des antagonistischen Anderen hindert mich daran, ganz ich selbst zu sein. Notwendig ist also ein ontologisches Terrain, innerhalb dessen diese aus

dem Antagonismus resultierende Distanz zu mir selbst eingeschrieben werden kann. Dieses Terrain haben wir *Diskurs* genannt und dabei mehrfach klar gemacht, dass Diskurs nicht auf Sprache und Schrift begrenzt ist, sondern alle Signifikationsysteme umfasst. In diesem Sinne ist er gleichbedeutend mit dem gesellschaftlichen Leben. Die wittgensteinsche Konzeption des Sprachspiels, die sowohl die Worte als auch die mit ihnen verbundenen Handlungen umfasst, ähnelt dem, was wir unter ‚Diskurs‘ verstehen. Unser Projekt unterscheidet sich jedoch von dem Wittgensteins insofern, als wir versuchen, die ontologischen Implikationen linguistischer Kategorien – wie z.B. ‚Signifikant/Signifikat‘ oder ‚Paradigma/Syntagma‘ – zu erkunden, die damit aufhören, bloß regionale Kategorien einer eng verstandenen Linguistik zu sein. In mancher Hinsicht könnte man sagen, dass für die Suche nach dem Terrain, auf dem die aus antagonistischen Relationen resultierende Subversion von Identität repräsentiert werden kann, die Rhetorik das privilegierte Untersuchungsfeld sein müsste; denn die Rhetorik besteht eben genau darin, in Folge der tropologischen Bewegung Distanz zur wörtlichen Bedeutung herzustellen. Die Rhetorik ist unzweifelhaft von großer Bedeutung, doch wir sollten dieser Feststellung die wichtige Ergänzung hinzufügen, dass Rhetorizität keine literarische Ausschmückung darstellt, die der Sprache äußerlich wäre; vielmehr ist sie im Innern des linguistischen Prozesses verankert. In einem maßgeblichen Beitrag hat etwa Roman Jakobson Metapher und Metonymie mit dem paradigmatischen bzw. dem syntagmatischen Pol der Sprache assoziiert (auf Grundlage der Beziehungen der Substitution und der Kombination). Diese Sichtweise ist entscheidend für unseren Versuch, das diskursive Terrain als das ontologisch vorrangige darzustellen.

Dieser erste Schritt in Richtung einer diskursiv-rhetorischen Ontologie ist notwendig, aber noch nicht ausreichend. Wenn wir beim jetzt Erreichten verharren, hätten wir einfach eine dialektische oder eine positivistische Ontologie durch eine semiotische ersetzt, aber dieser Wechsel hätte uns hinsichtlich der Erklärung antagonistischer Relationen noch nicht weit vorangebracht. Nach Saussure ist Sprache ein System von Differenzen, und letztere sind im Zusammenhang genauso objektiv wie die Relationen des Widerspruchs und der Realrepugnanz, die wir bereits verworfen hatten. Für unseren Zweck müssen wir noch etwas ergänzen. Folgt man Cicero, so müssen wir auf figürliche Sprache deshalb zurückgreifen, weil es in der Welt mehr zu benennende Objekte gibt, als wir Worte zur Verfügung haben. Natürlich ist das aus seiner Perspektive ein empirischer Mangel. Aber wenn man zeigen könnte, dass es schon in der Struktur der Signifikation etwas in der Art einer *konstitutiven* Unmöglichkeit gäbe, wenn die essentielle Bedingung von Signifikation die Gegenwart von etwas wäre, das nicht signifiziert werden kann, dann wären wir der Lösung unseres Rätsels einen Schritt näher gekommen (der antagonistische Aufeinanderprall, der nicht unmittelbar als objektives Moment repräsentiert werden kann, könnte vielleicht auf andere Weise signifiziert werden, wenn es in der Sprache andere Modi der Signifikation als die direkte, objektive Repräsentation gäbe).

Das Arsenal der Rhetorik kennt einen Modus der Signifikation, der die Komplementarität von wörtlich und figürlich beseitigt. Es handelt sich dabei um die *Katachrese* (ein figürlicher Ausdruck, dem kein wörtlicher entspricht). Mittelbarkeit ist für die katachrestische Signifikation konstitutiv. Aus Gründen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, kann man annehmen, dass es sich bei der Katachrese nicht um eine spezifische Trope handelt, sondern dass sie in allen Tropen vorhanden ist und die Rhetorizität als solche auszeichnet. Wörtlich wären dann einfach jene Ausdrücke, die die Spuren der eigenen Rhetorizität verbergen; folglich wäre Rhetorizität für Sprache konstitutiv.

Das ist so, weil sich – aus Gründen, die ich an anderer Stelle ausgeführt habe<sup>2</sup> – kein Signifikationssystem anders als durch katachrestische Verschiebungen schließen lässt. Das vollständige Argument findet sich in jenem Aufsatz und ich werde es hier nicht wiederholen, sondern nur die logischen Schritte aufzählen. Es sind die folgenden: (1) Da Sprache – und allgemeiner, jedes Signifikationssystem – wesentlich differentiell funktioniert, bildet ihre Schließung die Bedingung dafür, dass überhaupt Signifikation möglich ist. (2) Jede Schließung erfordert jedoch die Einrichtung von Grenzen, und keine Grenze kann gezogen werden, ohne zugleich das, was sich jenseits befindet, zu setzen. (3) Weil aber das System ein System *aller* Differenzen ist, kann das, was sich jenseits der Grenze befindet, nur von der Art eines Exkludierten sein. (4) Exklusion operiert allerdings auf widersprüchliche Weise: Sie macht auf der einen Seite das System der Differenzen als Totalität erst möglich; doch auf der anderen Seite sind die Differenzen nicht mehr einfach nur Differenzen, sondern gegenüber dem ausgeschlossenen Element miteinander äquivalent. Weil sich diese Spannung logisch nicht vermeiden lässt, ist die Totalität ein Gegenstand, der zugleich unmöglich und notwendig ist. Unmöglich: insofern die Spannung zwischen Äquivalenz und Differenz unüberwindbar ist, gibt es kein Objekt, das dieser Totalität unmittelbar entspricht. Notwendig: ohne ein solches Objekt gäbe es überhaupt keine Signifikation. (5) Folgerung: Das unmögliche Objekt muss repräsentiert werden, jedoch wäre diese Repräsentation *wesentlich* verzerrt und figürlich. Hier betritt die Katachrese die Bühne. Als Mittel der verzerrten Kommunikation stehen nur die partikularen Differenzen zur Verfügung. Daher muss eine dieser Differenzen die unmögliche Totalität verkörpern – ohne dabei allerdings aufzuhören, ein Partikulum zu sein. Aus einem bestimmten Blickwinkel betrachtet, haben wir es hierbei mit der Produktion eines *leeren Signifikanten* zu tun: Dieser signifiziert eine Totalität, die tatsächlich unmöglich ist. Von einem anderen Blickwinkel aus handelt es sich um eine hegemoniale Operation (bzw. die Konstruktion eines Herrensignifikanten im lacanschen Sinne): eine bestimmte Partikularität transformiert ihren eigenen Körper in die Repräsentation einer inkommensurablen Totalität.

---

2 Vgl. hierzu meinen Aufsatz „Was haben leere Signifikanten mit Politik zu tun?“ (Laclau 2002).

Wir verfügen jetzt über alle Elemente, die für eine Definition der antagonistischen Relation erforderlich sind. Das Moment des antagonistischen Aufeinanderpralls kann nicht direkt repräsentiert werden, aber es kann dennoch signifiziert – bzw., wenn man so will, positiviert – werden durch die Produktion eines leeren Signifikanten (oder vielmehr von zwei leeren Signifikanten: einen auf jeder Seite der antagonistischen Grenze). Das zur eigenen Identität gehörende Lager lässt sich aufgrund der Präsenz der antagonistischen Kraft nicht um die eigene ontische Partikularität schließen; und so muss es sich einerseits durch eine Äquivalenzkette zwischen den eingeschlossenen Inhalten signifizieren und andererseits durch die Produktion eines leeren Signifikanten, der kein Signifikat hat, weil er die unmögliche Fülle der Gemeinschaft repräsentiert. Und auch das, was jede der beiden Kräfte, die sich im Konflikt befinden, auf der anderen Seite der antagonistischen Grenze wahrnimmt, ist nicht ein rein ontischer Inhalt; denn dieser Inhalt dient ebenfalls nur der Repräsentation von etwas, das es nicht ist: der Anti-Gemeinschaft. Dass die ontischen Repräsentationsmittel somit lückenhaft funktionieren, birgt eine Vielzahl politischer Konsequenzen, von denen die wichtigste die essentielle Instabilität der Äquivalenzkette ist: Kein leerer Signifikant kann völlig kontrollieren, welche Verbindungen Teil der Kette sind. Wir können nun klar erkennen, wie die Grenze der Objektivität, die der antagonistische Aufeinanderprall darstellt, signifiziert werden kann. Jede solche Repräsentation wird mit einer ständigen katachrestischen Bewegung einhergehen. Obwohl es keine direkte, objektive Repräsentation des Aufeinanderpralls gibt, zeigt er sich doch in der Subversion des Feldes der Objektivität. Wir sind nicht weit von der lacanschen Vorstellung der Subversion des Symbolischen durch das Reale entfernt.

[...]